

«Rehabilitation ist ein lebenslanger Anpassungs- und Emanzipationsprozess» – ein Erfahrungsbericht

Rehabilitationserfolge sind relativ; dies zeigt der folgende Erfahrungsbericht. Was für den Autor erstrebenswert war, war es nicht unbedingt für seinen Kollegen Beni, mit dem er nach seinem Unfall vor 26 Jahren im Paraplegikerzentrum in Basel das Zimmer teilte.

Fritz Vischer¹

Als heute 49-Jähriger erlebe ich die Rehabilitation auch nach 26 Jahren mit incompletter Tetraplegie auf Höhe des fünften und siebten Halswirbels (C5/C7) als endlosen Lernprozess mit vorgegebenem Thema: Umgang mit veränderten und ungewöhnlichen Lebensumständen.

Natürlich muss sich anfänglich jeder mit den grundlegenden Widrigkeiten des Krankheitsbildes auseinandersetzen: Viele motorische und wichtige vegetative Funktionen versagen den Dienst. Hier ist die Rehabilitation ein Gewöhnungsprozess, der für alle etwa gleich ist.

Trotz beeinträchtigter Ausscheidungsfunktion trocken und geruchsfrei im Rollstuhl sitzen kann aber nicht alleiniges Ziel sein. Rehabilita-

tion heisst auch, wieder gestaltend ins Leben einzuwirken und sich als Mensch zu emanzipieren. Den Ärzten bereiten individuelle Fragen der Lebensgestaltung oft Mühe. Sie kennen einige medizinische Verlaufsmuster und wollen entsprechend kategorisieren.

Jede Para- und Tetraplegie hat aber ihre eigenen Ausformungen. Mein inkomplettes Lähmungsbild gibt es nur ein einziges Mal. Ich bin alleine. Deshalb ist der Umgang mit den Folgen einer Rückenmarksverletzung ein ständiges Ausprobieren.

So sind für mich selbst Alltagsbanalitäten eine Gefahrenquelle, und ich stosse immer wieder an Grenzen. Fehleinschätzungen enden oft in der Klinik. (Deshalb fühlt sich das kleine Reha-Ärztchen in seinem Hang zur Belehrung immer wieder bestätigt.)

Ich bekenne es: Eine Querschnittlähmung beeinträchtigt die Lebensqualität und schafft Probleme, die andere offensichtlich nicht haben. Dieser Zustand lässt sich nie so verinnerlichen, dass man gewissermassen darin aufgeht.

Ich bin aber auch stolz: Ich weiss mit diesem Zustand umzugehen. Ich bin habilitiert und integriert, habe Familie, arbeite und verdiene ganz passabel. Stationär war ich seit dem Unfall nie mehr im Spital. Ich bin auch selten krank.

Blenden wir zurück:

Im April 1977 hatte ich einen fürchterlichen Motorradunfall in Caracas. Im Unglück hatte sich vieles günstig gefügt: Ich landete bei einem Orthopäden, einem Auslandschweizer, der in den Sechzigerjahren an der Gründung des Schweizerischen



Fritz Vischer

Paraplegikerzentrums (SPZ) in Basel beteiligt war. Ohne zusätzliche, vermeidbare Komplikationen zu erleiden, war ich schon drei Tage später in diesem Spital in meiner

**«Ich bekenne es:
Eine Querschnittlähmung
schafft Probleme, die
andere offensichtlich
nicht haben.»»**

Heimatstadt. Ich hatte Glück im Unglück.

Weniger Glück hatte mein Zimmergenosse, Beni. Er lag einen Tag lang in seinem Zimmer, bevor er gefunden wurde. Dann hatte er bis zur Verlegung nach Basel rund drei Wochen im Kantonsspital Lausanne auszuharren. Die Akutbehandlung war medizinisch korrekt, der Geist und die Kapazitäten des agilen Guido A. Zäch fehlten dort aber.

Meine Familie, namentlich die Eltern sowie bald schon die drei älte-

¹ Fritz Vischer, 49, Tetraplegiker seit 1977, ist verheiratet und Vater von zwei Töchtern. Beruflich ist er als Vizedirektor im Bereich Vermögensverwaltung einer Grossbank tätig.

ren Schwestern mit ihren gedeihen- den Familien, waren die ersten, die am Bettrand standen; und schon bald reichten sich Familienmitglie-

«Mit dieser Perspektive fehlte ihm der Ansporn, während Wochen zu üben, wie er die Hose hochziehen könnte.»

der, dann Verwandte und sukzessive auch meine Freunde die Türklinke. Beni hatte weniger Besuch. Seine Eltern wohnten in Zürich. Der Vater war an Multipler Sklerose erkrankt und im Rollstuhl. Er konnte Beni erst nach mehreren Monaten besuchen. Seine Mutter und die einzige Schwester, die heute noch in München lebt, kamen so oft wie eben möglich. Häufigere Besuche wären aber auch für Beni wichtig gewesen, denn nebst Geburt und Tod sind auch Unglücke bis heute Angelegenheit der Familienmitglieder geblieben. Sie leiden anfänglich mehr als der Betroffene und sind später die ersten, die reflektieren oder aufsässig gefragt werden, wie wohl alles weitergehen könnte.

Die Leistungsfähigkeit des sozialen Umfeldes beeinflusst die Rehabilitationsbedürfnisse direkt. Die Angehörigen haben ein natürliches Interesse daran, das jetzt invalide Familienmitglied bald wieder in festen Strukturen zu wissen. Fürsorglicher Anteilnahme folgen bald nüchternere Betrachtungsweisen. Ich wollte bald raus, falls möglich wieder weg von Basel, und einem freudlos geführten Berufsleben einen neuen Drall geben. Ohne ein Maximum an Selbstständigkeit in den täglichen Verrichtungen war das nicht zu erreichen. Meine Startbedingungen waren nicht schlecht. Für Beni waren sie weniger günstig: Von Beginn an stand fest, dass ihn seine Eltern nicht einmal vorübergehend würden aufnehmen können. Schon bald war vom Schulungs- und Wohnheim Rossfeld in Bern die Rede. Mit dieser Perspektive fehlte ihm der Ansporn, während Wochen

zu üben, wie er die Hose trotz kompletter sensorischer und funktioneller Ausfälle auf Höhe des 5. Halswirbels hochziehen könnte. Nach dem zweiten Sturz aus dem Bett gab er auf. Er erkannte, dass es für ihn wichtiger war, auf einen Berufsabschluss hinzuarbeiten. Die Ergotherapeutin verstand das nicht (teilweise mag das nachvollziehbar sein, denn in der Tat setzen die Experimente der Erstrehabilitation den Rahmen für das längerfristig Erreichbare).

Meine Ergotherapeutin war zwar Praktikantin, aber geeigneter. Nach stockendem Beginn kamen wir gut voran, und wir haben uns verliebt. Wirklich ausgefeilt und sicher war meine Selbstständigkeit aber erst anderthalb Jahre nach dem zehnmönatigen Klinikaufenthalt. Dann zogen wir zusammen, während ich meine Weiterbildung an einer Sprach- und Publizistikschule fortsetzte. 1981 haben wir geheiratet. Unsere Töchter sind heute 15 und 17 Jahre alt,

«Ich bin wegen meiner zeitraubenden Selbstständigkeit erst um neun oder später an meinem Arbeitsplatz.»

und wir wohnen in einem Haus etwas ausserhalb von Basel.

Beni lebt noch immer im Rossfeld, in einer Zwei-Zimmer-Wohnung. Auch nach mehreren Beziehungen ist er überzeugter Junggeselle geblieben. Beruflich setzte er seine Ziele um und liess sich im Rossfeld zum kaufmännischen Angestellten und Lehrmeister ausbilden. Er bildet an der Berufsschule körperlich behinderte Lehrlinge im theoretischen und praktischen Bereich aus. Dabei kommen ihm seine Zweisprachigkeit (Deutsch und Französisch) und seine guten Englischkenntnisse sowie seine früheren praktischen Erfahrungen und die an einem humanistischen Gymnasium erworbene Allgemeinbildung immer wieder zugute. Morgens schläft Beni etwas länger als ich; er ist aber um acht Uhr an

seinem Arbeitsplatz. Dafür muss er die Hilfe des Betreuungsdienstes im Rossfeld beanspruchen. Ich bin wegen meiner zeitraubenden Selbstständigkeit erst um neun oder später an meinem Arbeitsplatz in einer Grossbank in Basel, wo ich als kleiner Direktor eine Text-Datenbank gestalte und redigiere.

«Unsere Rehabilitation ist unterschiedlich verlaufen, aber wir haben beide eine Lebensform gefunden, die zu uns passt.»

Beni bewegt sich in einem engeren Rahmen als ich. Für ihn ist es aber ein guter Rahmen. Ich verspüre den Reiz, weitere Kreise zu ziehen, muss aber häufig gegen den Wind kämpfen. Unsere Rehabilitation ist unterschiedlich verlaufen, aber wir haben beide eine Lebensform gefunden, die zu uns passt.

Rehabilitation ist die Synthese des Machbaren mit dem individuell Wünschbaren. Die Not einer Querschnittlähmung macht erfinderisch, aber jeder erfindet sein eigenes Leben. Standardlösungen und Maximen im Stile von «Jeder Behinderte muss Sport treiben!» oder «Nichts ist unmöglich!» führen nicht weit. Weiter führt dagegen der Erfahrungsaustausch: Beni und ich treffen uns immer wieder, und wir sind bis heute freundschaftlich miteinander verbunden. ■

**Autor:
Fritz Vischer**

E-Mail: vischerf@datacomm.ch